

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 262.

Posen, den 14. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

## Heimkehr.

Roman von Gertrud Wenmar-Hey.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Schrecken und die Erkenntnis der Gefahr ernüchterten ihn. Vorwärts konnte er nicht; der scharfe Hund hätte ihn zerfleischt. Es gab nur einen Ausweg: Zurück. Vielleicht hätte er in seiner Verzweiflung trotzdem versucht, mit dem Hunde fertigzuwerden, wenn ihm nicht eingefallen wäre, wie er an dieser Stelle mit dem Messer auf Stefan Kaiser eingedrungen war und den Froh erstochen hatte. Was hätte er getan, wenn ihm der Viehm jetzt entgegengekommen wäre? Mit einem fröstelnden Grauen vor sich selbst trat er den Rückweg an, unbekümmert darum, ob ihm der Hund folgte. Er hörte auch nicht mehr, daß oben am Hause ein Fenster klirrte und eine Männerstimme beruhigend auf den noch aufgereggt bellenden Hund einsprach. Er horchte angstvoll in sich hinein. Du himmlischer Vater, war da nicht einer in ihm, ein Fremder, der wollte, was er verabschiente, der tat, was er nicht wollte?! Der Schnaps, der Schnaps war es, der den weckte, der ihm die Macht gab. Vor dem Schnaps mußte er sich also hüten.

Der Wind trieb ihn nach der Berggeistbaude zurück; er brauchte jetzt die Füße kaum zu heben. Und er empfand allmählich fast etwas wie Wollust an diesem Sichttreibenlassen. Das tat nicht nur seinem abgesspannten Körper gut; das entsprach auch seinem innersten Wesen. Er war ja überhaupt ein Mensch, der sich gern treiben ließ.

Das Schicksal ist eine große, grausame Rake. Es läßt die armen Mäuse zwischendurch ein paarmal aus den Krallen, so daß sie erleichtert meinen, allen Gefahren entronnen zu sein. Und wenn sie sich sicher fühlen, packt es wieder zu.

In Stefan und Marie war es nach der ersten Aufregung über Paul Vogts Rückkehr wieder ruhiger geworden. Marie wenigstens hörte ja so gar nichts von der Außenwelt, ahnte nichts von der feindseligen Stimmung, die gegen sie und Stefan in S. herrschte, während Stefan manches davon zu Ohren kam. Er litt eine Zeitlang bitter darunter, daß auch das klare, unbefangene Verhältnis zu seinen Arbeitskollegen getrübt war. Da schlich etwas im Finstern, was er nicht fassen konnte, und es lauerte doch hinter kalten oder verlegenen Mienen, in mürrischen und spöttischen Reden. Aber er war nicht der Mann, der sich feige verkroch. Er stellte sie zur Rede, einen nach dem anderen. Und er fragte sie gerade heraus: „Was meint Ihr also, was ich tun soll? Davon gehen und meine Frau im Stiche lassen? Ich hätt's getan, wenn ich glauben könnt', daß es ihr Glück wär.' Aber jetzt der Froh tot ist, glaub' ich das nicht mehr.“ Durch die drei jungen Burschen wußte man in S., was an jenem Abend nach der Beerdigung der Schwedler-Mutter geschehen war. Man gab ihm recht; alle gaben ihm recht, so lange sie in sein offenes Gesicht blickten und seine aufrichtigen Worte hörten. Trotzdem würde es nicht wieder wie früher zwischen ihnen. Vielleicht lag das freilich, wie er sich selbst sagte, zum Teil auch an

ihm, der jetzt überall Feindschaft und Nebelwollen witterte. Wie ein schleichendes Gift war das in seinem Blute.

Es kostete ihm viele Mühe, aber es gelang ihm, sich so zu beherrschen, daß Marie nichts von alledem merkte. Sie selbst kam ja mit den Leuten kaum in Berührung. Die verschneiten Wege gaben Stefan willkommenen Anlaß, ihr alle Besorgungen drunten in S. abzunehmen. Er ging doch sowieso, da brachte er ihr halt mit, was sie für den kleinen Haushalt brauchte. Auch die sonntäglichen Kirchgänge unterblieben — mehr, weil es Marie vor der Kirche und vor einem Zusammentreffen mit Paul graute, als wegen der schlechten Wege. — Die nächste Nachbarin, die Schwedler-Minna, war eine stille, schwerhörige Frau; die ging fast nie aus dem Hause und trug Marie den Klatsch und die üble Nachricht nicht zu. Oftmals stapfte nur die kleine Dordel, der es seit Großmutter Donnerufels Tod bei der schweigsamen Mutter zu einsam war, durch den Schnee hinauf zur Tante Marie und umschmeichelte sie, wie ein Käzchen, bis Marie selbst wieder zum Rinde wurde und mit der Dordel aus Stühlen eine Eisenbahn baute oder der Puppe, die Onkel Stefan aus S. mitgebracht hatte, ein „Kleedel“ nähte so schön und fein, daß die Dordel entzückt in die Händchen klatschte. Das Rind fürchtete sich auch „nie a bissel“ vor dem neuen großen Hund, dem Wach, sondern tollte mit ihm im Schnee, und das brave Tier, das es mit dem stärksten Mann ausgenommen hätte, ließ sich erstaunlich viel von dem Knirpslein gefallen.

Am liebsten aber spielte Dordel „tote Großmutter“. Dann legte sie sich steif und starr auf die Ofenbank, faltete die kleinen, dicken Fingern vor der Brust, kniff die Augen zu und hielt den Atem an, bis ihr brünettes Gesichtel sich dunkelrot färbte. Und wenn Marie sie erschrocken beim Namen rief und aufzurütteln versuchte, blickten sie die schwarzbraunen Augen vorwurfsvoll an, und Dordel mahnte ungeduldig: „Tu' mi od' Bliemel bringen, Tante Marie!“ — Und sie begriff nicht, daß die sonst so fügsame Tante böse wurde und durchaus nicht mittun wollte. Ihr naiver Kindersinn hatte das unheimliche Erlebnis des Todes, das er noch nicht fassen konnte, in ein Spiel verwandelt, wie der kleine Mensch sich mit allen Erscheinungsformen des Lebens zunächst durch das Spiel vertraut macht. Und wenn man an mancherlei denkt, was die Erwachsenen zum Beispiel aus Anlaß eines Sterbefalles tun — an den Prunk und die Bräuche der Begräbnisse — steckt nicht auch darin viel kindliches Spielen mit dem Ernst des Todes? Kleine Menschen und große Menschen — wie gering ist doch der Unterschied! Kinder sind wir alle und flüchten uns aus dem Unbegreiflichen in das Spiel.

Ein Flüchten aus der rauhen Wirklichkeit mit ihren Zweifeln und Qualen war es schließlich auch, was Stefan und Marie jetzt jeden Abend trieben. Carl Hirt, der väterlich Besorgte, ließ Stefan aus seiner reichen Bibliothek manches gute und seine Buch. Daraus las er Marie nun Abend für Abend vor. So genossen sie unter anderem Raabes „Chronik der Sperlingsgasse“, Roseggers „Waldschulmeister“ und „Die Heimat“ von Paul Keller. Und sie lebten tagsüber bei der Arbeit noch mit den Gestalten der Dichter, und auch ihr eigenes, schweres Erleben rückte dabei unbemerkt in jene höhere, kristallklare

Sphäre, in der sich die Ereignisse der Bücher abspielten. — Noch etwas anderes stand allerdings, ohne daß sie es sich zugaben, hinter diesem eifrigen Lesen bis in die späten Abendstunden. Sie fürchteten sich vor den langen Nächten. Dann begann das Grübeln. Dann ging Paul Bogt mit kurzen, schweren Schritten ächzend und seufzend durch das Haus. Dann verwirrten sich die klaren Begriffe wieder, und jede Liebesbezeigung wurde zum Unrecht. Marie verkannte aber das Seltsame, das wie ein fremder Wille in ihr wirkte und sie — bei aller Liebe zu ihrem Manne — seiner Leidenschaft jetzt fast ängstlich ausweichen ließ.

Vom Wintersport und den fremden Gästen im Tal und in den Bänden merkte man im Mohnhäusel nicht viel. Ab und zu wohl glitten bunte Gestalten auf Schneeschuhen über den Hang, und ihre lauten, selbstbewußten Rufe klangen, vom Wind zerrissen, wie das Geschrei und Gefäch großer Vögel. Und es kam auch vor, daß sie aufhielten, neugierig das originell bemalte Haus musterten und Bemerkungen darüber austauschten, daß ja hier die „Frau mit den zwei Männern“ wohnen sollte. Aber, lieber Gott — was sah man schon an der! „Frauen mit zwei Männern“ gab es in den großen Städten recht viel, nur, daß die Beteiligten dort meist keine Tragödien daraus machten, wie diese schwerfälligen Gebirgler. „Aber die Leute hier sind wie ihre Gebirgsbäche, wild, ungekämmt, eigenwillig,“ sagte ein bekannter Schriftsteller aus Berlin, „während wir unseren ruhigen, braven, langweiligen Kanälen gleichen. Dafür ist ihr Sinn freilich meist so köstlich klar, wie das Wasser ihrer Bäche, während wir Großstädter, ob wir wollen oder nicht, auch seelisch oft viel Müll und Abfall mit uns führen müssen.“ — Ein Journalist packte eilig seinen rechten Fausthandschuh mit den Zähnen und riß ihn ab, zückte sein Taschenbuch und notierte mit frostroten Fingern diesen Ausspruch des Prominenten. Dann zählte er die Silben, überschlug die Zeilen und nickte zufrieden. Wenn man die Sache noch etwas ausschmückte, würde das Honorar für ein Wundbrot langen. Ski Heil!

Das alles glitt draußen am Mohnhäusel vorüber — Neugier, Zoten, Philosophie und Betriebsamkeit — und Marie blieb unberührt davon in ihrer reinen, stillen, weißen Welt. Auch von Pauls nächtlichen Gängen erfuhr sie nichts. Stefan hatte ihn in jener Nacht nicht genau zu erkennen vermocht und deshalb geschwiegen, um sie nicht wieder zu beunruhigen.

Das Wetter schlug um. Ueber Nacht erwachte ein lauer, söhnartiger Wind und legte mit breiter, warmer, weicher Zunge das viele Weiße von Dächern und Bäumen, von Zäunen und Sträuchern und vom Boden auf, als ob es Zucker gewesen wäre. Tausend glitzernde, klingelnde Winterfreuden, tausend Hoffnungen, tausend Berechnungen wurden zu Wasser. Die Schneegrenze rückte weit hinauf, und mit den günstigen Sportverhältnissen war es wieder einmal vorbei. Wie entzaubert, in fahlen, verwaschenen Farben lagen Hügel und Hänge, und die vielen Wasser stürzten und rannen wie Tränenbäche zu Tal.

Fluchtartig verließen die Gäste das Gebirge.

Auch in der Berggeisthaude war es plötzlich still geworden. Trübselig starrten die ausgestopften Vögel an der Wand aus runden Glasaugen auf die Tische der großen Gaststube. Das alte Haus hallte weit und leer, und das eintönige Rauschen und Rieseln in den Regentinnen war jetzt die einzige Musik. — Trotzdem kam keine Langeweile auf. Wanda Linke hatte sich von Kleinauf daran gewöhnt, jede Enttäuschung, jeden Kummer mit Arbeit totzuschlagen. Sie trug ihren Trost in allen Lebenslagen nicht im Gemüt und nicht im Kopfe, sondern in den harten, flinken Händen. Dabei war es ihre einzige Lust, auch andere anzutreiben, daß sie frönen und sich quälen mußten bis zum Umfallen. Den Martin, diese schwere, träge Masse, schob sie, wohin sie ihn haben wollte. Seine blöde Faulheit lag am Morgen oft vor ihr wie ein Felsblock. Aber sie, die kleine, schwächliche Person, bezwang ihn. Wie sie das fertigbrachte, war den Leuten

ein Rätsel. Denn wenn er auch geistig auf der Entwicklungsstufe eines kleinen Kindes stehen geblieben war, so konnte man sich gleichwohl nicht denken, daß er sich vor ihren Schlägen und Puffen fürchtete. Und doch war es der Fall. Sie zwang ihn allerdings auch, indem sie dem Gefräßigen das Essen entzog. Dann heulte er wie ein geprügelter Hund und tat alles, was sie verlangte.

Auch der jungen Magd, einer armen Waise, erging es nicht sonderlich gut in der Berggeisthaude. Man hätte meinen sollen, Wanda Linke würde ihr das Leben leicht machen, da sie selbst in ihrer Jugend in ähnlicher Lage gewesen war. Aber Wanda stand ganz auf dem rohen Standpunkt primitiver Naturen: Warum soll diese es leichter haben; es ist mir ja auch nicht besser gegangen! Und es ist wohl der schlimmste Fluch einer schweren Jugend, daß sie oft das Mitleid im Menschen erstickt.

Nun war da noch der Paule seiner Schwester in die harten, nimmermüden Hände gefallen, störend in den hastigen Gang ihres Tagewerkes geraten. Und wenn sie in der ersten Erschütterung versucht hatte, ihm eine Sonderstellung im Hause zu geben, so war ihr das doch auf die Dauer nicht möglich. Eine Arbeit nach der anderen packte sie ihm auf. Schon längst schlief er mit dem Martin in der Dachkammer. Mit dem Essen wurden keine Umstände mehr gemacht. Der liebevolle Tonfall, den sie in Gegenwart der Fremden angewandt hatte, wenn sie von oder mit ihrem „armen Bruder“ sprach, war nun, nachdem die Fremden abgereist waren, auch nicht mehr nötig. Der verklärende Schimmer um den Paule verblaßte immer mehr. In seiner ganzen hilflosen schwächlichen Armseligkeit stand er vor ihr, und was ihr Mitleid hätte wecken sollen, empörte sie nur und brachte sie ungerechterweise gegen ihn auf. Manchmal zürnte sie ihm fast, daß er überhaupt zurückgekommen war. Sie hatte es als alleinstehende Frau mit dem blöden Stiefsohn schon schwer genug gehabt. Mußte der Paule ihr sein Elend auch noch aufladen? Denn das war keiner, der seinen Jammer allein trug. Da kannte sie einen, — der war ganz „anders“. In S. unten hatte sie ihn neulich einmal getroffen. Nichts war ihm anzusehen gewesen von all dem Schweren, was auch er jetzt zu tragen hatte, denn die Leute, die zum Paule hielten, machten es ihm sicher nicht leicht und — die Marie vielleicht auch nicht. Stolzer nur hatte er auszugehen, höher und aufrechter war sein Gang gewesen. Das war „a Mann“! Der Paule dagegen suchte Trost bei den braunen, gelben und grünen Flaschen, die im Regal hinter dem Schanktisch standen.

Nu ja, nu nee, es war ja auch zum Verzweifeln, wie langsam das mit seiner Sache vorwärtsging. Oder eigentlich ging es gar nicht vorwärts. Der Herr „Rechtskonsul“, dem wohl andere einträglichere „Fälle“ winkten, schien plötzlich auch kein rechtes Interesse mehr zu haben. „Ja, meine beste Frau Linke,“ hatte er achselzuckend gesagt, „juristisch ist nichts zu machen.“ Kurz darauf war er nach Breslau gefahren und hatte seitdem noch nichts wieder von sich hören lassen. Wanda ahnte nicht, daß ihm der Boden in dieser Gegend — trotz der vorgerückten Jahreszeit — zu heiß geworden war. Allzuviel Geld hatte er den Leuten herausgelockt, ohne Entsprechendes dafür zu leisten.

Also dieser Beistand versagte. Und der Paule selbst ließ die Sache laufen. Er wurde immer stumpfer und gleichgültiger. Oder schien es nur so? — Zuweilen, wenn er getrunken hatte, glommen in seinen hellen Augen die gelben Funken der Wut. Sie erschrak, wenn sie es sah, denn sie kannte das an ihm. Als „Pirschel“ von zwölf Jahren hatte er das schon gehabt, — damals, als ihn der „Pauer“, bei dem er in Kost gewesen war, so geschunden hatte. Stumpf und stille hatte er alles ertragen. Aber in seinen Augen war dieses gelbe Funkeln gewesen. Und dann war er eines Tages mit dem Beck auf den Bauern losgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

# Der große Traum.

Novelle von Ludwig Wolfemann.

Daura Gasner verfertigte kleine, hübsche Bierbüglein, die sie an jedem Samstag in einem Körbchen im großen Geschäft für Duzenspielwaren ablieserte. Manchmal sah sie eines von den bunten Büglein wieder, es schwang sich an einer Gummifeder hinter dem rückwärtigen Fensterchen eines eleganten Autos; dann mußte Daura immer lächeln. Sonst waren ihr die Freuden des Lebens lang zugemessen. Obwohl schon gegen die Dreißig, war das Fräulein Daura Gasner, wenn sie sich ein wenig schön machte, fast hübsch; aber sie konnte es sich nicht leisten, Geld für Kleider auszugeben; sie mußte sogar ihr großes Gartenzimmer mit den alten großmütterlichen Möbeln vermieten, um Leben zu können.

Der Prinz, von dem auch ihr köstliches Mädchenherz zuweilen träumte, würde niemals den Weg zu ihr finden, und sie hatte es sich so wunderbar gedacht: alles, was sie an Liebe und Güte besaß, hätte sie hingegeben für das große Glück. Und eben in dem Augenblick, als sie diesen jahrelangen Traum aus ihrem eintönigen Leben mit müdlicher Hand fortzuweisen wollte, da war er da. Wie ein kleines Erdbeben war er gewissermaßen in ihr stilles Dasein geraten.

Seit einiger Zeit wohnt Herr Raoul Berry-Hüt in dem Gartenzimmer, und selbstamerweise besaßen die kleinen federgeschmückten Bierbüglein ein ganz anderes Aussehen: sie hatten mildere, fröhliche Farben, trugen ihre Köpfelein hoch und breiteten die Flügel aus, als wollten sie in die Welt fliegen, doch hin, wo es am schönsten ist. Sowohl, daran war der junge, elegante Herr Berry schuld, der so gutmütige und dunkle Augen hatte, die Daura des öfteren beschaffen betrachteten mußte.

Mit großer Aufmerksamkeit horchte sie auf jedes Geräusch, das aus dem Gartenzimmer kam: ob der feine Herr schon das Frühstück mochte, oder ein Becken lauwarmes Wasser, ob er seine Kleider gebürstet haben wollte oder seine wunderbaren seidnen Taschentücher, von der teuren, prachtvollen Wäsche gar nicht zu reden. Nur ein einziges Mal hatte es Daura gewagt, an das zierliche Plättchen mit dem französischen Duft zu riechen: fürwahr, es war ein Prinz bei ihr eingezogen!

Sie mußte mit sich selber unzufrieden sein, wenn sie sich dabei erkappte, ganz leise Pläne zu machen, den Herrn Raoul Berry, der gewiß auch mit dem Leben nicht ganz zufrieden war, wenn gleich er es nicht zeigen wollte, und immer fröhlicher Laune war (o, sie hatte ein feines Empfinden dafür!), wenn sie solche Pläne entwarf, den Herrn Raoul für sich zu interessieren: du lieber Himmel, wie wollte sie ihm alles nett und bequem machen; nichts sollte ihm abgehen! Sie erwachte plötzlich aus ihren Träumen. Aber da kam er immer mit seiner seltsamen weichen, milden Stimme: „Liebes Fräulein Lo,“ so sagte er, „meine gute, brave Lo, wenn Sie die Güte hätten und sollte während meiner Abwesenheit ein kleines Paketchen kommen, die Rechnung zu begleichen!“

Das war doch selbstverständlich; es waren ganz kleine Rechnungen, die sie sauber auf ein Blatt Papier setzte. „Ach danke Ihnen, liebe kleine Lo!“

Wer hatte zu ihr schon einmal „Lo“ gesagt? Die Leute im Geschäft? Die nannten sie kurzweg „Fräulein Gasner“, müchtern, morrig. „Jungfer Gasner,“ sagte die Gemüsehändlerin, der Briefträger sagte überhaupt nur „Daura Gasner“, vom Kohlenhändler gar nicht zu reden. Gewiß, Herr Theobald Quille, ein junger strebsamer Mann in dem großen Duzenspielwarengeschäft, der immer ganz runde Augen machte, wenn Daura kam, der nannte sie auch „gnädiges Fräulein“; aber Theobald Quille mag ein sehr sympathischer braver Mann sein, bloß etwas große Hände hatte er; und sie liebte große Hände nicht, wenn Herr Quille auch mit seiner sanftesten Stimme „gnädiges Fräulein“ sagte und sie in ein Kino einlud; sie konnte nicht annehmen.

Und da wohnte nun einer in dem Gartenzimmer, mit einer wunderbar weichen Stimme, ein eleganter junger hübscher Mann, der dreimal am Tag seine Anzüge wechselte, und zu dem fast alle Tage irgendein Bote aus einem vornehmen Geschäft kam, mit einer Meinigkeit, die sie bisher noch immer bezahlen durfte. Ihre Erparnisse mußten tapfer herhalten, aber heute würde sie ja Geld bekommen.

„Guten Morgen, liebe, gute Lo,“ sagte Herr Raoul Berry und trat in einem herrlichen schönen, seidnen, pfauenfederblauen Morgenrock ins Zimmer, „sind Sie mir nicht böse, daß ich Sie belästige, ach, welche hübsche Sachen Sie verfertigen! Sind wirklich reizvoll, da muß ich mir einige für mein neues Auto verschaffen.“

„Auto . . . wunderhübsche Sachen“ — der pfauenfederblaue Morgenrock, ganz verwirrt wurde Daura. Und seine Stimme! Da vergaß sie wieder, ihn um Geld zu bitten und ergriff zwei bunte Büglein: „Wenn Sie damit eine Freude haben, Herr Berry, bitte!“ — „O!“ lachte er, daß die weißen Zähne wie Porzellan schimmerten, „das ist das Einzündendste, das ich jemals bekam! Nicht wahr, Sie stellen mir's in Rechnung . . . Apropos: Rechnung! Auf das gleich sein? Oder hat es noch einen Tag Zeit?“

„Bitte!“ sagte Daura. Er griff in den Saal seines pfauenfederblauen Morgenrocks und holte eine Theaterkarte heraus: „Sie gehen doch gerne einmal zu einer Operette, wie? Natürlich, gehen Sie, liebe Lo! Hier nehmen Sie's nur . . .“

„Ich habe doch nichts anzusehen, bis auf ein altes Kleid,“ wollte sie sagen, aber der elegante Herr mit dem Pfauenfeder-

blauen Morgenrock war schon wieder in das Gartenzimmer zurückgekehrt.

„Vielleicht wollte er ihr eine Liebesanrede machen? So nahm sie das alte Kleid aus dem Schrank, biigelte es und richtete es her, so gut es ging. Er hatte sicher einen Sitz neben ihr. Ein leises, wundervolles Gefühl krübelte ihr übers Herz. Ganz langsam sah sie das Glück zu gehen.“

Frühzeitig war sie im Theater. Links neben ihr saß ein dicker Mann, der sich bald als Bierbrauer zu erkennen gab. Aber der rechte Sitz blieb frei. Mit zaghaftem, erregtem Herzen wartete Daura. Schon ertönte das Klingelzeichen, da drängte sich plötzlich eine ältere Dame ohne viel Umstände durch die Reihen, warf einige Hüte zu Boden und schlug klatschend durch die Klappentüfel nieder. „Aha!“ sagte sie laut, „eben zurecht gekommen. Was spielt man da? Ist das der Kapellmeister André? Der mit den schönen Haaren? Der Vorhang ist auch schon hoch, gleich kommen sie raus, gleich!“

Daura hatte die Hälfte ihrer Freude verloren. Links ein Bierbrauer, rechts eine respektable Dame, die ihre Gewohnheit in das Theater führte, immerzu laut vor sich hinzureden. Aber während der Pause bemerkte Daura plötzlich Herrn Raoul Berry im Grad und weißer Masche in einer Loge sitzen, eine wunderbare Frau neben sich.

Er sah sie jetzt, ihre Blicke kreuzten sich; er erkannte sie nicht. Sie hörte nur halb zur Bühne, immer mußte sich ihr Blick in die Loge stellen, da sah sie ihn knapp vor Schluß der Vorstellung mit der Dame weggehen. Und es war ihr, als wäre ihr ganz großer, sehnsüchtig behüteter Wunsch mit ihm gegangen.

Sie arbeitete noch an diesem Abend, lange bis in die Nacht hinein. Aber die Büglein wollten nicht mehr so fröhlich sein, sie hatten die Köpfelein gesenkt und machten ganz traurige Gesichter. Selbst am nächsten Tag, als ihr Herr Berry einen ganzen Arm voll Rosen brachte, da lächelte sie nur.

„Aja,“ sagte er, als er das weiße Blatt Papier mit der Monatsrechnung bemerkte, „das muß doch nicht heute sein? Wie, liebe gute Lo?“ Er setzte sich plötzlich nieder und sah müde vor sich hin, „ich bin kein guter Mensch, lieb Lo . . .“

Sie hatte insgeheim die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Sie brachte ihm an diesem Abend noch ein Abendbrot, sie biigelte ihm den Frack und den hellgrauen Anzug.

„Wir haben beide unseren Kreis, liebe Lo, ich den meinen und Sie den Ihren; ich werde aus meinem kaum noch herauskommen . . .“

„Aber,“ begann Daura Gasner und ihre Augen füllten sich mit Tränen, „Sie sind doch jung, Herr Berry, Sie können arbeiten! Seien Sie mir nicht böse, Herr Berry, ich meine arbeiten, wie ich . . .“

Er lachte kurz. „Ja, wenn ich ein Mann wäre, gut und brav wie Sie, Fräulein Lo, aber so bin ich ein . . .“

„Pfui!“ unterbrach ihn Daura, „wer das Vertrauen verliert, verliert die Hoffnung, und wer die Hoffnung verliert, verliert die Kraft!“

Draußen im Garten spielte der Abend mit der Dämmerung. Eine Amsel schlug in einem einsamen Baum; aber der leise surrende Lärm der großen Stadt war stärker, er ließ das Vogelstich nicht auffälligen.

„Ach danke Ihnen, liebe Lo, und Sie sind mir nicht böse, wirklich nicht, und Sie haben ein wenig . . .“

„Nein, nein!“ sagte Daura und es war ihr seltsam ums Herz, diese verlorene, fremde Stimme zu hören, die für sie immer die schöne Stimme eines Prinzen war. Mehr sagte sie nicht, denn das Weinen hing wieder in ihrer Kehle, an den Lauten, und ließ kein Wort über die Lippen kommen. Da fühlte sie eine Hand, die leise über ihr Haar strich, „gute, brave, tapfere Lo,“ hörte sie noch diese fremde Stimme, „wer so einfach und bescheiden sein kann, dich zu lieben!“

Dann war sie allein. Am nächsten Morgen klopfte Daura vergeblich an die Zimmertüre. Es rührte sich nichts. Daura erschrak heftig. Der Abend gestern, das Gespräch, um Gotteswillen, Herr Raoul Berry würd doch nicht . . .

Das Zimmer war leer. Es suchte heftig um die Mundwinkel des Mädchens. Ein starkes Gefühl der Bitterkeit und sogar eines der Geringschätzung wurde fühlbar. Der Traum war aus; was war sie dumm gewesen! Er hatte recht! Nein, nicht mehr denken daran!

Sie schritt in das Zimmer und räumte auf. Sie öffnete das Fenster. Ein leises Weinen flog ihr wieder in die Kehle; eine fremde, unbekannte Welt glaubte sie zu fühlen.

Noch hing der Duft des teuren Parfüms im Zimmer; er sollte hinaus, verwehen. Sie wuschte sich die Tränen fort. Sie wollte nicht weinen!

Da fand sie die zwei Büglein, die sie ihm damals geschenkt hatte. Sie holte sie aus der Ecke hervor. Zweifellos, er mußte sie verloren und vergessen haben, sie mußten ihm aus dem Saal des pfauenfederblauen Morgenrocks gerufen sein. Sie strich sie glatt, sie liebte sie. Wie fröhlich sie waren! Ach ja, wie fröhlich!

Wie sie die Köpfelein hoch trugen, stolz, mutig, lustig! Ganz recht hatten sie! So sollte sie es auch tun! Ihre Welt war ehlich!

und gut! Sie hatte das Recht, so zu sein, wie diese Vöglein munter und frei und gut! Wie ihre süßen, kleinen Vöglein!

Und dabei blieb sie. „Serrlich!“ jagte Herr Theobald Quille am nächsten Samstag, „herrlich, wie schön und lustig sie fliegen. . . ausgerechnet zu mir! In meine Hände!“ Und er liebte sie, und es war Laura ganz so, als wären diese Hände gar nicht so groß, als sie immer glaubte. Und wenn, diese Seele und dieses Herz waren ehrlich und gut, und die Karte in das Kino nahm sie auch an, und sie war überzeugt, jetzt würde kein Bierbrauer neben ihr sitzen und auf der anderen Seite eine etwas bissige ältere Dame, die jeden Text laut vor sich hin sprach. . . jetzt würde er neben ihr sitzen, und es würde alles gut sein, und fröhlich. . .

So wie ihre kleinen, bunten Vöglein, fröhlich, lebenslustig und munter waren. . . und von nun an blieben!

E. Trost:

## Herbstabend.

Auf Moortwiesen feuchtschwer der Nebel braut,  
Braunröthlich schimmert das Heidekraut;  
Ein Rabe krächzt rauh, und gespenstisch steh'n  
Torfstöcke im blauen Nebelweh'n.  
Der See ruht dbe, verlassen und kalt,  
Die Wege dämmern schweigend im Wald;  
In trübem Dunst liegt versunken das Dorf,  
Und feucht und herbe duftet der Torf.  
Die Schleiher, die grauen, wogen und zieh'n  
Wie Schatten — Schemen, die suchen und steh'n  
Die Menschenjelen, die tastend suchen —  
Die iven — rastlos — ohne Ruh'  
Dem lang ersehnten, nie erreichten  
Dem ewigern Ziele zu.

## Der Zwang zum Kreise . . .

Unser Leben ist ein Kreis, der sich mit dem Tode schließt. Innerhalb dieses Kreises regelt sich alles nach Gesetzen, die die Natur uns gab oder — die Gesellschaft. Niemand kann diesen Kreis durchbrechen, innerhalb der Grenzen aber bilden wir verschiedene Kreise im Kreis. Sie rotieren umeinander, sie stoßen und schneiden sich, sie gehen ineinander auf. Alles ist kreisförmig, unser Dasein und das Geschehen im All. Denn alles schließt sich irgendwie. Auch unser Irren. Unser Abschweifen. Der Zwang zum Kreis ist unser Schicksal.

Wie sehr wir diesem Zwange nachgehen müssen, zeigt die Tatsache, daß wir uns zum Beispiel beim Verirren in einer unbekanntem Gegend im Kreise fortbewegen. Man hat keine Erklärung für diese Erscheinung gemerkt, erst in neuerer Zeit haben verschiedene Versuche dargelegt, daß diese Erscheinung auf eine dem Menschen angeborene Eigenschaft zurückzuführen ist. Kreislauf im Kleinen, Kreislauf im Großen. Ist unser Leben letzten Endes nicht auch ein Irren und Suchen, nur in anderem Umfange?

Nach den letzten Versuchen, die Professor Dr. A. Schaeffer vorgenommen hat, ist die Bewegung im Kreise den lebenden Wesen instinktiv am nächsten und erfolgt durch einen Steuermechanismus, der, wenn er allein herrscht, Wendungen in Spiralform hervorruft. Man hat Schwimmer mit verbundenen Augen ins Wasser geschickt und ihnen aufgegeben, in einer geraden Richtung zu schwimmen, doch bewegte sich ihr Vordrängschwimmen in Spiralen. Personen, die sich in einer Wüste oder in einem Walde verirren, können Kreise von fünfzig Kilometer Umfang gehen, aber es wird doch immer eine Kreislinie sein. Man hat sogar gefunden, daß aus diesen Kreisen, die von Menschen mit verbundenen Augen ausgeführt werden, bestimmte Eigenschaften des Betreffenden herausgelesen werden können. Zerschrenztheit, Unruhe, Unentschlossenheit und Willensschwäche kann man an Menschen feststellen, die bei solchem Gehen zuerst größere und regelmäßige und dann kleinere und unregelmäßige Spiralen vollführen, während bei Menschen mit Konzentration und festem Willen die Spiralen gewöhnlich kleiner und regelmäßiger sind.

## Mohamed kam nach Berlin . . .

Mohamed gefiel es nicht mehr im sonnigen Süden, darum ergriff er den Wanderstab und zog mit drei Frauen und fünf Kindern nach Deutschland. Mohamed kam nach Berlin. Auf der Polizei mußte er seinen Anmeldebogen ausfüllen, und der Schupo las Mohameds vollen bürgerlichen Namen, der da lautete: Ahmed Ben Mohamed, 38 Jahre alt. Dieser Mohamed ist also nicht zu verwechseln mit dem Mohamed des Koran, bei dessen Bart man zu schwören pflegt. Ahmed Ben Mohamed hatte gar keine Beziehungen zum großen Bruder, der Koran war seine schwache Seite, dagegen hatte er eine gewisse Fingerfertigkeit und so ein Finger-spitzengefühl für kleine Betrügereien. Betrug, das war der Koran dieses Mohameds, der nach Berlin gekommen war. Wäre er doch lieber in seiner sonnigen Heimat geblieben, denn in Berlin war Mohameds Fingerfertigkeit, die im Osten vielleicht Triumphfeiern feiern konnte, doch noch nicht fertig genug, so daß er kläglich herbeimüßte. Mohamed wollte also schnell reich werden, und da er es nicht auf ehrliche Weise werden konnte, sollte ihm sein jagennantes Finger-spitzengefühl dazu verhelfen. Dort unten in seiner Heimat hatte er mit recht gutem Erfolg seinen Trick anwenden können.

warum sollte er es nicht auch hier in Berlin können? Also machte sich Mohamed auf und erreichte mittags einen Bäckermeister in der Artilleriestraße, dem er beim Wechseln eines Hundertmarkscheins einen Zwanzigmarkschein „wegzwanderte“. Allah aber war seinem Tun nicht hold, und schickte es gegen den Koran, und zweitens war der Berliner noch fingerfertiger als der fingerfertige Mohamed aus dem Orient. Mohamed wurde also bei seinem unheiligen Tun erwischt und bekam von dem Ungläubigen fürchterliche Prügel. Dann kam noch ein Schupo und brachte Mohamed ins Polizeipräsidium. Hier sitzt er noch heute. Jeden Tag stürmt eine Motte, ein ganzer Haufen von mohammedanischen Frauen zu ihrem Mohamed im Polizeigewahrsam. Seine Frauen wehklagen vor den Gittern und ringen die Hände. Aber Mohamed muß dableiben, bis seine Papiere in Ordnung sind, und dann muß er weiterziehen nach Tegel oder nach Moabit, das steht noch bei Allah. Nur das steht fest, daß er für einige Zeit von seinem Hause fern sein wird, das da bewohnt wird von drei Frauen und fünf Kindern Mohameds in der — nu, wo soll er wohnen, der Mohamed mit der Fingerfertigkeit, in der Grenadierstraße. . .

## Aus aller Welt.

**Ein Dienstmädchen wird Herzogin.** In München fand die Trauung zwischen Herzog Nikolaus von Leuchtenberg und dem Dienstmädchen Ella Müller statt. Der Herzog ist Chef des Hauses Leuchtenberg. Er führt den Titel „Durchlaucht“ und ist der Nefee jenes Herzogs von Leuchtenberg, auf dessen Schloß Seeon die unstrittene Jazentochter Anastasia lange Zeit gelebt hat. Im Kriege war er im russischen Generalstab tätig. Mit der Revolution schied er aus dem Militärdienst aus. Er studierte auf dem Münchener Konservatorium Musik und absolvierte das Dirigentenfach. Seine Frau, die nunmehrige Herzogin, ist eine geborene Münchenerin, die er vor etwa einem Jahre kennen lernte, als sie noch Dienstmädchen bei einer Friseurin war. Ein Bild des Brautpaares bringt das „Illustrierte Blatt“, Frankfurt am Main, in seiner neuesten Nummer (46). Im gleichen Heft veröffentlicht Hans Schomburgk einen interessanten illustrierten Artikel über das Thema: „Wer ist der Herr des Urwaldes?“ — „Ungewandter Zerkürungsstreich“ heißt ein Aufsatz, aus dem hervorgeht, daß in englischen Schulen die Neigung der Kinder, Wägen und andere Dinge auseinanderzunehmen, pädagogisch ausgenutzt wird. Von weiteren Themen verdienen die Artikel: „Auf deutschem Boden in Paris“, „Was ist ein Caddo?“ und „Nicht immer lächelt das Tanzgirl“ besonders hervorgehoben zu werden. Das Heft ist von Anfang der Woche an für 20 Pfg. zu haben.

**Maultiere als Wasserfinder.** Die Ansiedler Südamerikas benutzten in alter Zeit die ihnen auch sonst unentbehrlichen Maultiere zum Auffinden von Wasserlachen. Mache man abends in der Steppe Halt, so adnnte man den Tieren erst eine Weile Raft, damit sie sich abkühlten, dann schickte man sie zur Wasserjude aus. Mit vornwärts-gebeugtem Kopf und aufgerecktem Schwanz flogen die Tiere in gerader Richtung gegen den Wind dahin. Bald blieben sie stehen, um Witterung zu nehmen, bald verdoppelten sie ihre Geschwindigkeit. Hatten sie Wasser gefunden, so künndeten sie dies durch freudiges Wiehern an.

**Schulpantoffel und Strümpfe.** Die Schulkommission in Liverpool (England), beantragte bei der Gemeindeverwaltung, einen Betrag anzuweisen zur Beschaffung von Strümpfen und Pantoffel für arme Kinder, die mit nassen Füßen zur Schule kommen. Der Arzt, Doktor Waser Byrne, hatte diesen Vorschlag angeregt. Er machte die Mitteilung, daß der Rheumatismus das Land jährlich 17 Millionen Pfund Sterlinge (340 Millionen Mark) koste. Der Keim dieser Krankheit werde wahrscheinlich schon in der Schule gelegt, wenn die Kinder stundenlang in durchnässten Kleidern, nassen Schuhen und Strümpfen, sitzen müssen. Um dem nun für die Zukunft möglichst vorzubeugen, ging der Antrag an die Stadtverwaltung, die, wie es heißt, demselben entsprechen wird.

**Von der Haltbarkeit der Wollstoffe.** Um die Höchstgrenze der Haltbarkeit vollener Gewebe kennenzulernen, hat man neuerdings Faserproben von verschiedenen alten Wollstoffen unter dem Mikroskop untersucht, und zwar eine Probe aus einem getragenen Schal, der ungefähr 22 Jahre alt war, ein 150 Jahre altes Wollgewebe aus Schleswig-Holstein, ein aus dem 17. Jahrhundert stammendes, also 300 Jahre altes Stück Wollstoff aus Norwegen, ferner ein mehr als 420 Jahre altes Gewebe, sowie endlich ein aus dem 5. oder 6. Jahrhundert stammendes Wollgewebe, das viele Jahrhunderte lang im afrikanischen Wüstenlande geruht hatte. Die genaue Prüfung aller dieser Wollfasern stellte nun fest, daß Wolle bei sachgemäßer Behandlung volle 300 Jahre lang ihre gesunde und normale Beschaffenheit bewahren kann!

## Fröhliche Ecke.

**Frage und Antwort.** Die „Briefkasten“-Redaktion eines Blattes erhielt die folgende Anfrage eines jungen Mannes: „Seien Sie so freundlich und teilen Sie mir mit, warum ein junges Mädchen immer die Augen schließt, wenn ein Mann es küßt.“ — Die Antwort lautete wie folgt: „Wenn Sie uns Ihre Photographie ein-senden wollen, so sind wir möglicherweise instande, Ihre Frage zu beantworten.“

**Stimmt.** Sie: „Hier in der Zeitung lese ich eben, daß die frühe Ergrauen der Männer von den Sünden kommt.“ — Er: „Ja, von den Sünden ihrer Frauen!“